

Einführung in die Ausstellung

„Ich lebe am Rande des Universums, wie jeder andere auch“

von Markus Kirchgessner (Fotos) und Elsemarie Maletzke (Texte)

am 5. September 2012, 19 Uhr in der Sparkasse Wittgenstein

Im Rahmen des 19. Berleburger Literaturpflasters „Neuseeland“

Von Elsemarie Maletzke

Eine Zeile des Dichters Bill Manhire steht für über dieser Ausstellung und ist das Motto des Ehrengasts Neuseeland auf der Frankfurter Buchmesse. Sie lautet: „Ich lebe am Rande des Universums, wie jeder andere auch.“

Weiter als bis zu den beiden Inseln zwischen Antarktis und Polynesien kann man von Europa aus nicht reisen und doch fällt man auch dort nicht aus dem Netz der elektronischen Kommunikation – es sei denn, man versucht über Handy einen Dichter im tiefsten Central Otago zu erreichen.

Am Rande des Universums zu leben und mit dem Rest der Welt in Verbindung zu treten, ist weniger eine Frage des Standorts als der persönlichen Vorliebe. Neuseeland mag aus unsrer Perspektive auf der anderen Seite liegen, zugleich ist es mit seinen Wurzeln in der Kultur der Maori, der Europäer und der pazifischen Völker mitten in der Welt verortet. Ein eigenes Epizentrum. Welt verortet. Ein eigenes Epizentrum. Seine literarischen Formen reichen von den Gedichten Michael Harlows, die ihre europäischen Quellen nicht verleugnen, über Witi Ihimaera, dem als ersten Maori-Autor in den sechziger Jahren der Durchbruch gelang, bis zu Joe Harawira, der nicht schreibt sondern erzählend und spielend seine Zuhörer mit den Legenden und dem spirituellen Erbe der Maori bekannt macht.

Ich muss gestehen, dass ich vor der Reise von der Literatur dieses Landes so gut wie

keine Ahnung hatte. Der Fotograf Markus Kirchgessner und ich fuhren im Auftrag eines Magazins. Wir sind beide Journalisten; ich bin keine Literaturkritikerin. Unser Plan war, die Schriftsteller an den Orten zu treffen, die für ihr Leben und Werk bedeutsam sind und jede Begegnung in ein Porträt zu fassen. Manchmal dauerten diese Treffen einen halben Tag, manchmal nur zwei Stunden, aber wir haben uns im weitesten Sinn des Wortes immer gut unterhalten. Und was das Gespräch nicht zutage förderte, sah Markus Kirchgessner durch seine Kamera in den Gesichtern, den Schreibwerkstätten, der äußeren oder der inneren Landschaft jener Künstler: ein Moment der Wahrheit; ein Blick, der sagt: Das bin ich. Das ist meins.

Der Autor Lloyd Jones wies mich darauf hin, dass man nirgendwo in Neuseeland weit fahren müsse, um an die Küste zu stoßen, die große Schwelle, hinter der der verlockende Horizont liege. Jones sagt, er liebe Schwellen; in der Topographie seiner Romane ebenso wie in seinem eigenen Leben.

Lloyd Jones und Bill Manhire sind übrigens Nachbarn. Ihre Wohnungen in einer ehemaligen Schuhfabrik in Wellington liegen auf gleicher Höhe, nur getrennt von einer Gasse, und Bill Manhire dachte schon – im Scherz – daran, eine Webcam auf die Fenster von Lloyd Jones zu richten und die Ergebnisse unter dem Titel „Was Lloyd gerade so macht“ ins Internet zu stellen.

Spätestens nach dem Besuch bei Bill Manhire wurde mir klar, dass sich Neuseelands Schriftsteller alle untereinander kennen. Die meisten mögen sich, frozzeln übereinander. Ich hingegen kannte vor der Reise keinen einzigen lebenden neuseeländischen Schriftsteller. Weder Lloyd Jones, den mit allen literarischen Ehren seines Landes bedeckten Autor, der auch hier in Bad Berleburg aus seinem neuen Roman lesen wird, noch Bill Manhire, Gründer des International Institute of Modern Letters, bei dem zwei Generationen aufstrebender Poeten in die Lehre gegangen sind.

Ich kannte nur eine Autorin, und die war im Jahr 1923 gestorben: Katherine Mansfield. Wir haben ihr Geburtshaus in der Tinakori Road in Wellington besucht, eine ungelüftete, spätviktorianische Familienhöhle mit brauner Täfelung, voller Plüschtuch und

TroddeIn. Mansfield nannte sie „das Kabuff“. Sie wusste schon sehr früh, dass sie Schriftstellerin werden wollte. „Ganz sicher habe ich genug Ehrgeiz und Einfälle“, schreibt sie in ihr Tagebuch, „aber habe ich auch das Durchhaltevermögen?“ Und sie antwortet mit einem entschiedenen: „Yes!“

Mit 19 reiste sie nach London und führte dort als Mitglied der Boheme ein unstetes Leben. Ihre Kurzgeschichten, in denen sie immer wieder nach Neuseeland zurückkehrte, wurden von der Kritik gelobt, und doch fühlte sie sich wie die extravagante Kleine aus den Kolonien, die eigentlich kein Recht hatte, sich in England niederzulassen. Heute ist einer der renommiertesten neuseeländischen Literaturpreise mit Katherine Mansfields Namen verbunden: ein halbes Jahr Aufenthalt in ihrem Haus in Menton an der französischen Riviera.

Von England als dem Mutterland oder „the old country“ spricht in der ehemaligen Kolonie heute keiner mehr. – Allerdings ist die Queen immer noch Staatsoberhaupt. Joe Harawira reiste sogar zum Thronjubiläum und ich war entzückt, ihn und seine Mannschaft bei der Eröffungszeremonie in ihrem Kriegskanu im Konvoi auf der Themse paddeln zu sehen.

„Der große, kühne Plan der Kolonisten war, ein einziges Land zu schaffen“, sagt Lloyd Jones. Die Pakeha, also die europäischen Einwanderer und die Maori sollten wie ein Volk zusammenleben. Das hat nicht geklappt. „Die Maori wurden britische Staatsbürger. Sie hatten einen Fuß in beiden Welten. Das Problem ist, sagt Jones, „dass wir, die Pakeha, keine Maori geworden sind.“

Ich habe ihn gefragt, wo sich die beiden Kulturen begegneten, und er sagte: „Auf dem Rugbyfeld.“ Sport ist ein starkes Bindeglied, und ich erinnere an Haka, den Droh- und Brüllanz des neuseeländischen Rugbyteams, mit dem sie vor dem Spiel ankündigen, ihren Gegner, ungespitzt in den Boden zu rammen.

Wie stark die beiden Kulturen in der Literatur voneinander profitieren, ließ sich nicht wirklich klären. Ich habe darauf so viele Antworten bekommen, wie ich Fragen stellte.

Einige empfanden es als Übergriff, wenn Pakeha-Autoren über Themen schrieben, die, wie die Maori meinen, nur sie etwas angingen. Andere, wie Witi Ihamaera, der Autor von *Whale Rider*, sagte, dass in zwei, drei Generationen niemand mehr in Neuseeland danach fragen würde, ob er Maori oder Pakeha sei. Es ist, wie Patricia Grace, sagt, einfach eine Frage, für welchen Lebensstil man sich entscheidet. Grace wohnt in einem Dorf, dessen Mittelpunkt der Marae ist, das Gemeinschaftshaus, in dem alle Familienfeste gefeiert werden und das von den Statuen der Ahnen bewacht wird, deren Augen mit perlmuttglänzenden Muscheln ausgelegt sind.

Mit uns fuhr sie an den Strand, der in ihrem Roman *Potiki* eine große Rolle spielt. Darin weigern sich die Einwohner eines Maoridorfs, ihr Stück Küste für den Tourismus herzugeben. Als Markus Kirchgessner sie bat, dort etwas in die Hand zu nehmen, hob sie einen großen Prügel Treibholz auf, mit dem sie wie die Steuerfrau eines Kriegskanus am Rande des neuen Landes Aotearoa unter der großen weißen Wolke steht.

Keri Hulme zeigte uns die Strandhütte, in der sie vor dreißig Jahren ihren Bestseller *Unter dem Tagmond* geschrieben hat, der erste neuseeländische Roman, der den Booker Prize, den renommiertesten britischen Literaturpreis gewonnen hat. Tusiata Avia führte uns durch das vom Erdbeben heimgesuchte Christchurch, dessen Wunden nicht verheilen.

Einige Autoren waren nicht leicht zu finden, was manchmal auch daran lag, dass ich keine sehr begabte Straßenkartenleserin bin. Es dauerte z.B. Stunden, bis wir den „Poet Laureate“, Radrennfahrer, Fliegenfischer und Umweltaktivisten Brian Turner in Oturehua in Central Otago im tiefen Süden der Südinsel aufgespürt hatten. Oturehua ist ein Ort mit einer einzigen Straße, und als wir endlich auf sie einbogen, stand Brian Turner vor seinem Gartentor und winkte uns mit dem Hammer zu. Er war gerade dabei, sein Haustürschloss zu reparieren. Turner lebt in seinem kleinen Bungalow wie Diogenes in der Tonne, als den ihn Markus Kirchgessner dann auch fotografiert hat; einer, der Raum und Freiheit braucht und nicht allzu viele seinesgleichen um sich herum. Sein Thema ist Central Otago, die unermessliche Weite, das zeitlose Land. Er ist im besten Sinne ein Heimatdichter, der den Blick auf den Rand des Universums richtet.

Hier ist sein Gedicht über die Berge:

Only the mountains know
where they have come from
and where they are going
and what will happen when we are gone.